

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 63 (2007)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

ELIOR, RACHEL, *Jewish Mysticism: The Infinite Expression of Freedom*, translated by Yudith Nave & Arthur B. Millman, Oxford; Portland, Oregon: The Littman Library of Jewish Civilization 2007, 207 S., mit Appendix, Bibliographie und Index, geb. gr. 8°, ISBN/ISSN-13: 978-1-874774-67-9, ISBN-10: 1-874774-67-6.

ELIOR, RACHEL, *The Mystical Origins of Hasidism*, translated by Shalom Carmi, Oxford; Portland, Oregon: The Littman Library of Jewish Civilization 2006, 259 S., mit Glossar, Bibliographie und zwei Indizes, geb. gr.8°, ISBN/ISSN-13: 978-1-874774-67-9, ISBN-10: 1-874774-67-6.

Mit zwei Monographien von Rachel Eior setzt die Littman Library of Jewish Civilization ihr verdienstvolles Übersetzungsprogramm hebräischer Werke auf dem Gebiet der jüdischen Mystik fort. Damit werden nicht nur interessante Arbeiten für solche Leser erschlossen, die des Hebräischen unkundig sind, sondern auch zahlreiche Zitate, die in der hebräischen Ausgabe natürlich aus den Originalquellen zitiert werden, zweisprachig zugänglich. Das Buch „Jewish Mysticism: The Infinite Expression of Freedom“ erschien bereits 1997 auf Hebräisch unter dem Titel *paneha ha-šonot šel ha-herut*, wörtlich „das andere Gesicht der Freiheit“. Mit der Übersetzung wurden Yudith Nave und Arthur B. Millman vom Hebrew Institute of Boston betraut. In ihrem „Translators’ Preface“ erhält der Leser Einblick in die oft unterschätzte Arbeit der Übersetzer, die einige Beispiele für die Probleme bei Quellenzitaten anführen. Jede Übersetzung der Quellen stellt schliesslich eine Interpretation dar. Doch nicht jedes Detail kann verständlich erklärt werden, zumal die Texte der jüdischen Mystik auch für Muttersprachler sehr „obscure“ sind, wie die Übersetzer betonen (S. VII). Vorhandene Übersetzungen passen nicht immer zur Argumentation des Autors, und die Übersetzer können sich nicht in den Forschungsstand zu allen Quellen einarbeiten. Die lang erwartete Edition mit englischer Übersetzung des *Sefer Ješira* von A. Peter Hayman (Tübingen 2004) hätte allerdings berücksichtigt werden können.

Mit einem berühmten (übersetzten) Zitat von Albert Einstein wird der Leser auf das Thema des Buches eingestimmt. In dem Motto heisst es unter anderem: „Das Schönste, was wir erleben können, ist das Geheimnisvolle ... Das Erlebnis des Geheimnisvollen – wenn auch mit Furcht gemischt – hat auch die Religion gezeugt.“ Rachel Eior will keinen chronologischen Abriss der jüdischen Mystik oder die Entwicklung mystischer Terminologie vorlegen,

sondern versucht, dieses „Geheimnisvolle“ über die Epochen hinweg in den unterschiedlichsten Texten aufzuspüren. Im einleitenden ersten Kapitel wird die Entstehung der umfangreichen „Jewish Mystical Library“ als Phänomen der mystischen bzw. visionären Wahrnehmung der Realität dargestellt: „Mysticism deals mainly with another reality that exists beyond the perceptible world“ (S. 3). Mit dieser schlichten Feststellung eröffnet die Vf. eine kurze Darlegung verschiedener Aspekte, die bei Definitionen der jüdischen Mystik eine Rolle spielen, wie etwa der unvollständige und manchmal zufällige Charakter der Auswahl an Überlieferungen, die die Jahrhunderte überdauert haben. Sie findet für ihre Beschreibung der mystischen Bibliothek die Metapher einer „archäologischen Ausgrabung“ (S. 14), die neben Spektakulärem auch viel Fragmentarisches und Interpretationsbedürftiges zu Tage fördert. Schliesslich wird noch der Frage nachgegangen, wie mystische Erfahrung zustande kommt, und die Vielschichtigkeit der Sprache in den Blick genommen. Die Einführung in die mystische Bibliothek endet mit der Aufzählung herausragender Beispiele für die Entstehung mystischer Konzepte, die sich auf die im biblischen Text verborgene Bedeutung beziehen oder sich von ihm zu völlig neuen Visionen inspirieren lassen. Zu ersteren zählt die Vf. unter anderem die Henoch-Apokalypse, die Shabbatopferlieder aus Qumran und *Hekhalot-Zutarti* mit den *Shi'ur-Qoma*-Traditionen. Zu den Schriften, die völlig neue Konzepte präsentieren, gehören *Sefer Ješira*, *Sefer ha-Razim*, *Sefer ha-Bahir*, sowie eine lange Reihe späterer, auch häretischer kabbalistischer Werke von Autoren wie Joseph Gikatilla, Shlomo Molcho, Joseph Karo, Chajim Vital, Abraham Michael Cardoso, Mose Chajim Luzzatto, Jakob Frank und Abraham Isaak Kook. Eine ausführliche, alphabetische Liste wichtiger Mystiker und ihrer Werke sowie ihrer historischen und inhaltlichen Einordnung wird übrigens am Ende des Buches auf über zwanzig Seiten der Bibliographie vorangestellt. Im Hauptteil widmet sich die Vf. in drei Kapiteln den Themen Text, Leben und Sprache, die mit dem Schlüsselbegriff „Freiheit“ die Erfahrungswelt des Mystikers erschliessen. Ausgangspunkt ist die bereits in der Midrasch-Literatur anklingende unendliche Bedeutungsvielfalt der Tora, die „freedom of thought“ und eine „infinity of interpretation“ zulässt, worauf der englische Titel des Buches anspielt. Die Vf. findet dafür immer wieder bemerkenswerte Beispiele und Zitate berühmter Mystiker, wie etwa die gewagte Gleichsetzung von Mose Chajim Luzzatto, „the Holy One, blessed be He, and the Torah and Israel are one“ (S. 37). Die Möglichkeit der freien Textinterpretation schafft die Voraussetzung für eine mystische Lektüre, die den Leser selbst verwandeln kann und ihn in Kontakt mit dem implizierten göttlichen Ursprung der heiligen Texte bringt. Im Zusammenhang mit der Frage, wer als Mystiker gelten kann, wird eine ganze Reihe von Charakteristika aufgezählt, die von charismatischer Ausstrahlung, spiritueller Grösse und visionärer Begabung bis zur Fähigkeit der Dekodierung heiliger Texte und der Entschlüsselung der „complexities of language“ (S. 57) reichen. Mit solchen Qualitäten und „göttlichem“ kreativen Potential ausgestattet ist die Grenze zum messianischen Selbstbewusstsein des Mystikers fließend und wird in entsprechenden Erweckungserlebnissen wie bei Abraham Abulafia mitunter auch ganz über-

schritten. Der Prototyp der mystischen Metamorphose, des Übergangs von dieser in die jenseitige Welt, ist nach Elijah Henochs Verwandlung in den Engel Metatron, die im *Sefer Hekhalot* (3 Henoch) beschrieben wird. Assoziationsreich (Sinai-Offenbarung, Ezechiel-Theophanie) wird die „Reinigung“ im göttlichen Feuer, nach Elijah „the eternal sacred fire of the Temple“, zum Mittel der Apotheose (S. 79). Diese Erklärung basiert auf der von der Vf. an anderer Stelle ausgeführten These vom priesterlichen Hintergrund der Hekhalot-Literatur (*The Three Temples. On the Emergence of Jewish Mysticism*, Oxford; Portland 2004). Zur englischen Übersetzung des Zitats aus §19 der *Synopse zur Hekhalot-Literatur* (ed. Peter Schäfer et al., Tübingen 1981) heisst es im Vorwort, dass die Wendung שלקחני ה'ב'ה בשמשות לשמש את כסא הכבוד im Kontext von Eliors Argumentation übersetzt worden sei: „... took me by fire to serve the throne“. Philologisch wird diese Übersetzung damit gerechtfertigt, dass *šemašot* „Dämmerung“ (*ben ha-šemašot*) oder „Sonnen“ bedeuten könne, die Lesart *bešamašut* dagegen nicht sehr wahrscheinlich sei. Tatsächlich findet sich genau diese Lesart noch einmal in 3 Henoch (§ 52) und wird dort in der *Übersetzung der Hekhalot-Literatur I* (ed. Peter Schäfer & Klaus Herrmann, Tübingen 1995) passend zum Kontext übersetzt: „Einige von ihnen [sc. den Engeln] laufen als Boten und einige von ihnen stehen bereit zum Dienst“ (S. 122); kongruent dazu heisst es in § 19: „...mich in Dienst nahm, dem Thron der Herrlichkeit zu dienen“ (S. 43). Die von Eliors Argumentation inspirierte englische Interpretation ist hier wohl etwas zu frei.

Dass allzu weitgehende mystische Auslegungen auch Gefahren in sich bergen, zeigt sich nach Elijah immer wieder in der mystischen Tradition, die mit anarchischen und antinomistischen Tendenzen subversive Kräfte entfesseln kann. Die Häresie ist die Kehrseite der grenzenlosen Freiheit der Mystiker, deren Schicksal nicht immer Verehrung sondern oft auch Verfolgung bereithält und deren Visionen als Wahnsinn verdammt werden können. Neben den bekannteren Biographien von Shabbtai Zvi und Nathan von Gaza – auch Jesus und Paulus „probably belong to this category“ (S. 94) – wird beispielsweise noch auf den mit Bann belegten Mordechai Joseph Leiner (1800-1854) hingewiesen, dessen chassidische Schrift *Me Šiloah* unmittelbar nach ihrem Erscheinen 1860 in Wien verbrannt wurde. Kreative und zerstörerische Kräfte liegen nach Elijah bei der mystischen und magischen Verwendung der Sprache grundsätzlich nah beieinander. Sinnfülle und Sinnlosigkeit, semantische Bedeutung und Reduktion auf den phonetischen Gehalt gehören zu den zwei Ebenen „Sein“ und „Nichts“, die durch eine dialektische Sprachbewegung verbunden werden: „magical and ritual language“ reicht von göttlicher Inspiration bis zu menschlichem Wahnsinn, in ihr zeigt sich das „Nichts“, welches das „Sein“ beeinflusst; „conventional and mystical language“ reicht von Schöpfung bis zu Auflösung und gehört zum „Sein“, in welchem die göttlichen Aspekte des „Nichts“ offenbar werden (S. 119). Mystische Sprache findet sich sowohl in philosophischen als auch in magischen oder mythologischen Texten. Meist handelt es sich, und das erhöht ihre Anziehungskraft, um eine poetische Sprache. Rachel Elijah beschreibt das Phänomen der jüdischen Mystik insgesamt als Ausdruck menschlicher Freiheit, den göttlichen Geist in der Sprache

heiliger Texte zu artikulieren, diese alle Grenzen überschreitend zu interpretieren und sich selbst in einer anderen Realität wiederzufinden. Die Art und Weise ihrer Darstellung darf, wie der Klappentext verspricht, tatsächlich als „a lyrical exposition of the Jewish mystical phenomenon“ bezeichnet werden.

Die zweite Monographie geht auf eine Vortragsreihe zurück, die als Projekt des israelischen Armeesenders *Gale Zahal* und der Bildungsabteilung der Armee entstand. Sie erschien 1999 unter dem hebräischen Titel *herut 'al ha-luhot*, wörtlich „Freiheit auf den Tafeln“. Die Paralle zur „Freiheit“ im Titel der oben genannten Monographie ist nicht zufällig. Die Wendung geht auf ein rabbinisches Wortspiel zu Ex 32,16 zurück, wo es heisst, Gottes eigene Schrift ist „eingegraben (*harut*) auf den (Bundes-)Tafeln“, die den Dekalog enthalten. Mit dem hebräischen Buchtitel sollte der Übergang der chassidischen Bewegung von der traditionellen Welt, die noch „im Geist der Zehn Gebote“ der Sinaioffenbarung lebte, hin zu einer neuen Freiheit, Gottes Wort zu interpretieren, zum Ausdruck gebracht werden.

Die jahrhundertalte chassidische Mystik, die Teil der oben beschriebenen „mystischen Bibliothek“ ist, brachte eine eigene „Hasidic Library“ (Kapitel 2) von Schriften hervor, zu deren wichtigsten Gattungen die chassidischen Erzählungen und Homilien zählen. In der Kontroverse zwischen Gershom Scholem und Martin Buber über die Auswertung der unterschiedlichen Quellen wurde diesen zwei Gattungen jeweils die Priorität zuerkannt – man wundert sich, dass die beiden Gelehrten auf dem Hintergrund ihrer Auseinandersetzung die Bedeutung der polemischen Schriften unterschätzten. In der modernen Forschung ist man sich jedenfalls darüber im klaren, dass alle Gattungen, insbesondere auch *hanhagot*, Briefe, selbst die heutige chassidische Historiographie mit berücksichtigt werden müssen. In „The Mystical Origins of Hasidism“ (das hebräische Wortspiel konnte im Titel nicht wiedergegeben werden) ist der ausführliche forschungsgeschichtliche Überblick das letzte der insgesamt dreizehn Kapitel und der Leser kann gut nachvollziehen, dass die geschilderten unterschiedlichen Positionen und „Schulen“ sowohl mit ihren einseitigen Sichtweisen (romantische, marxistische, mystische Schule etc.) als auch durch überraschende Perspektivwechsel letztlich zu der Einsicht führten, dem historischen Kontext, den sozialen Umständen, den spirituellen Zusammenhängen und der chassidischen Innenansicht gleichermassen gerecht zu werden. Die Vf. hat jedenfalls selbst grossen Anteil daran, dass die Erforschung des Chassidismus heute „one of the most vibrant and fruitful areas in Jewish Studies“ ist (S. 204). Im Fokus dieses Werkes stehen nun ganz dezidiert die mystischen Themen, die das „Phänomen“ Chassidismus – eine Bewegung, die immerhin seit rund dreihundert Jahren besteht – mit ihren Bezügen zur Geschichte der Kabbala im allgemeinen und zur lurianischen Lehren im besonderen erklären. Dabei kommt es naheliegenderweise zu inhaltlichen Überschneidungen mit der oben vorgestellten Monographie, etwa im Kapitel über das chassidische Konzept mystischer Sprache. Zu den Ausführungen, die den stärksten Eindruck hinterlassen, gehören zweifellos die Untersuchungen zu der wichtigsten und allen Richtungen gemeinsamen Innovation der chassidischen

Bewegung, dem Konzept des Zaddik als Mittler zwischen spiritueller und materieller Welt, als freier Interpret individueller Transzendenz-Modelle und als Manifestation der göttlichen Gegenwart mit allen messianischen und mystischen Implikationen. Dieses Konzept, das ab 1760 zuerst im Kreis des Dov Baer Maggid von Mezritsch entsteht, einem der charismatischen Nachfolger der legendären Gründergestalt Israel ben Eliezer (auf die Einzigartigkeit des Besht, der *in persona* die „chassidische Revolution“ initiierte, wird in einem eigenen Kapitel eingegangen), führte nicht nur zu einer neuen Welt-sicht, sondern auch zu weitreichenden sozialen Veränderungen. Bereits früh setzte sich in der chassidischen Bewegung die Einsicht durch, dass sich nicht alle von den „Ketten der materiellen Welt“ befreien können und nur die *anše ruah*, die spirituell Begabten, dazu in der Lage sind. Elijor nennt vier Hauptcharakteristika eines Zaddiks: erstens sein Charisma, auf das sich seine persönliche Autorität allein gründete, solange es noch nicht zur Dynastiebildung gekommen war; zweitens seine Verantwortung und Hingabe für die Gemeinde in durchaus gegenseitiger Abhängigkeit. Elijor gibt dazu noch einen sehr interessanten Hinweis: Der „ecstatic egalitarianism“ der chassidischen Bewegung „may well have influenced the founders and pioneers of zionism to strive in their way to alter the lives of the Jewish people“ (S. 139). Auffällig sei jedenfalls, dass wichtige Protagonisten des Zionismus aus chassidischem Milieu stammten und die Biographien von Aaron David Gordon, Meir Ja'ari, David Hurwitz oder Shlomo Zemach zeigten nichts anderes als die Verwandlung von religiös motiviertem Eifer für soziales Engagement in zionistische Begeisterung. Elijor zählt eine ganze Reihe zentraler zionistischer Begriffe auf, die im Chassidismus eine religiöse Konnotation hatten: der Begriff „Qibbutz“ etwa stammt von Nachman von Bratzlaw, und die Einwanderung, *‘Aliya*, erinnert an das „Aufheben der Funken“ (*‘aliyat nešōšot*) in der lurianischen Kabbala. Das dritte Kennzeichen eines Zaddiks benennt Elijor mit dem in der Geschichte der Kabbala wohlbekannten Terminus *devequt*, der nun aber nicht nur sein Anhaften an das Göttliche, sondern auch auf seine mystische Vereinigung mit der Gemeinde hinweist. Das vierte Charakteristikum bezeichnet ebenfalls ein kabbalistisches Symbol, das eine erweiterte Bedeutung erhält und sich in der charismatischen Führungsgestalt der chassidischen Gemeinde personifiziert: der Zaddik ist das „Fundament der Welt“ (*yesod ‘olam*). Die überragende religiöse Bedeutung dieser Führungsgestalten zog im Verlauf der Haskala zunehmend Kritik auf sich, aber auch innerhalb des Chassidismus reagierte man schliesslich empfindlich auf Äusserungen, die die Tora selbst relativierten. Der Verdacht des Sabbatianismus, der gegen den Chassidismus von Anfang an erhoben wurde, konkretisierte sich bei Zaddikim, die für sich in Anspruch nahmen zu wissen, „wann es Zeit ist, gegen die Tora zu handeln“ (S. 160) und selbst in einer Sünde eine „verborgene Mitzwa“ und die „Tiefe“ von Gottes Willen erkannten (S. 168). Gleichwohl arbeitet Elijor in ihrer Analyse der komplexen Beziehungsgeschichte zwischen Chassidismus und eindeutig antinomistischen Strömungen wie dem Frankismus trotz ähnlicher kabbalistischer Wurzeln auch deutlich die Unterschiede heraus: die Freiheit der Sabbatianer und ihrer Nachfolger, die auf einen Messiasprätendenten ausgerichtet

war und allein von ihm gewährleistet werden konnte, war nicht die Freiheit des Geistes der göttlichen Allgegenwart, die die chassidische Bewegung propagierte.

„The Mystical Origins of Hasidism“ ist nicht nur als Einführung gut geeignet. Das Buch gibt auch der Forschung wichtige Impulse, gerade die Zusammenhänge mit der kabbalistischen Vorgeschichte und den Nachwirkungen des Sabbatianismus sowie die Weiterentwicklung mystischer Terminologie als zentrales Nervensystem der chassidischen Bewegung zu verstehen. Schliesslich tragen die Implikationen der mystischen Ideen auch zur Klärung der Frage nach dem Ursprung und den sozialen Konsequenzen des Chassidismus bei. Für Rachel Elior – und hier wird eine Sympathie deutlich, die wohl auch die historische Verbindung zum Zionismus im Blick hat – ist der Chassidismus in seiner idealen Konzeption eine Lesart der Bundestafeln, die zum Entwurf eines Gottes- und Menschenbildes führt, das ein Leben im „Geist der Freiheit“ ermöglichen will.

Halle (Saale)

Gerold Necker

DALMAN, GUSTAF, *Arbeit und Sitte in Palästina, Bd. VIII: Das häusliche Leben, Geburt, Heirat, Tod*, Fragment, mit Gesamtregister für die Bände I-VIII, im Auftrag des Gustaf-Dalman-Instituts Greifswald hg. v. JULIA MÄNNCHEN, bearbeitet von L. ROGLER und S. SCHORCH, Berlin; New York: Walter de Gruyter 2001 (reprografischer Nachdruck der Ausgabe Gütersloh 1928), XI, 504 S., 66 Abb., Leinen, € 155,-; ISBN 978-3-11-016607-1.

Die annähernd sechzig Jahre, die seit dem Erscheinen von Bd. VII des längst zu einem Standardwerk der neutestamentlichen Exegese erhobenen opus magnum des Greifswalder Professors für Altes Testament und Palästinawissenschaft (1855-1941) vergangen waren, konnten und wollten mit der Herausgabe des fragmentarischen achten Bandes nicht einfach überbrückt werden. Es ist indes nicht nur ein respektabler Akt der Pietät, das Werk nach dieser langen Zeit – und angesichts mehr als widriger Umstände, die die Publikation lange verhindert haben – zu einem ebenso gründlich wie sorgfältig gestalteten Abschluss gebracht zu haben. Die immense Fülle an Material zu Volkskunde, Kultur, Brauchtum und Geschichte, Glaube und Aberglaube bis hin zur Dokumentation sprachlicher dialektaler Eigenheiten des heute so genannten Nahen Ostens hat es vielmehr aus wissenschaft(sgeschicht)lichen Gründen wohlverdient, nicht nur würdig abgeschlossen, sondern in umfangreichen Indices für die Forschung und interessierte Laien erschlossen zu werden. Dies ist hier in vorbildlicher Weise geschehen, was Verlag und Herausgeberin zu danken ist, nachdem Bd. 1-VII zunächst bei Bertelsmann, Gütersloh 1928-1942 und der Nachdruck bei Olms 1964 erschienen war. So enthält der Band rund hundert Seiten Text, wobei Dalman, der lange Jahre Direktor des Deut-

schen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes in Jerusalem gewesen war, zur Heirat nichts mehr und zum Tod kaum etwas niedergeschrieben hatte. Dafür sind kürzere Abschnitte zur Kindeserziehung und zur Gastfreundschaft über den Titel hinaus aufgenommen. In der Substanz blieb das Fragment, wie Dalman es hinterlassen hatte. Der Anhang nimmt den größten Teil des Buches ein und enthält die Register und Bildmaterial zu Bd. VIII auf 80 Seiten sowie rund 300 Seiten ergänzende Register zu den Bänden I-VII (Literaturverzeichnis zu jedem Band einzeln, Sachen, Bibelstellen, rabbinische Zitate und Sigla).

Eißler/Redaktion

AVEMARIE, FRIEDRICH / HERMANN LICHTENBERGER (eds.), *Auferstehung. Resurrection*, The Fourth Durham-Tübingen Research Symposium Resurrection, Transfiguration and Exaltation in Old Testament, Ancient Judaism and Early Christianity, Tübingen: Mohr Siebeck Verlag 2001 (= Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament Bd. 135), XII, 401 S., ISBN 3-16-147534-8 (unveränderte Studienausgabe 2004, ISBN 978-3-16-148273-1).

Das anzuzeigende Buch geht auf das vierte Forschungssymposium der theologischen Fakultäten Durham und Tübingen zu bibelexegetischen Kontroversen zurück (inzwischen ist das fünfte Symposium dokumentiert: S. C. BARTON et al. ed., *Memory in the Bible and Antiquity*, Tübingen 2007). In vier Themenbereichen werden historisch exegetische, religions- und rezeptionsgeschichtliche, theologiegeschichtliche und hermeneutische Forschungsergebnisse gebündelt: Auferstehung im Alten Testament und frühen Judentum, Auferstehung im Neuen Testament, Verklärung im Neuen Testament und Erhöhung im Neuen Testament. B. Janowski analysiert Ps 88 als motiv- und traditionsgeschichtlich in die Vorgeschichte des Auferweckungsglaubens gehörendes weisheitliches Klagegebet. Im mit Abstand längsten Beitrag gibt M. Hengel ausgehend vom ältesten bekannten Auferstehungstext 1Kor 15,4 in einer Fülle von religionsgeschichtlichem Material einen Überblick über Auferstehungsvorstellungen und zeitgenössische Alternativen, in deren Kontext das Zeugnis vom ‚leeren Grab‘ historische Plausibilität gewinnt. C. H. T. Fletcher-Louis arbeitet zur Verklärungssperikope die liturgisch und kultisch geprägte hohepriesterliche Menschensohntheologie des Caesarea-Philippi-Zyklus Mk 8,27ff. im Zusammenhang mit reichem antik-jüdischen Quellenmaterial heraus. H. Lichtenberger untersucht die Belege für die Totenauferstehung im qumranesischen Textcorpus mit dem Ergebnis, dass in den sicher zuzuordnenden Texten die Hoffnung einer leiblichen Auferstehung nicht belegt ist. Weitere Beitragende sind A. Chester, A. M. Schwemer, O. Hofius, G. S. Oegema, S. C. Barton, A. W. Zwiép sowie P. Stuhlmacher und J. D. G. Dunn. Im abgedruck-

ten Disput zwischen den Letztgenannten zum Thema der ‚new perspective on Paul‘ zeigt sich, dass der Band nicht nur zur weiteren Diskussion anregt, sondern selbst eine lebhaftige Diskussion abbildet. Er schließt mit gewohnt umfangreichen Indices.

Eißler/Redaktion

KLEINMANN, YVONNE, *Neue Orte – neue Menschen. Jüdische Lebensformen in St. Petersburg und Moskau im 19. Jahrhundert*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006 (= Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 6), 459 S., gr.8°, geb. ISBN 3-525-36984-0 / 978-3-525-36984-5.

Yvonne Kleinmann hat die erste deutschsprachige umfangreiche sozialgeschichtliche Studie zur Geschichte der Juden in St. Petersburg und Moskau publiziert. Sie stellt darin vielfältiges, bisher unbekanntes Archivmaterial zur Herausbildung der jüdischen Gemeinden in den beiden reichsrussischen Metropolen vor. In den ersten Kapiteln beschreibt sie die traditionelle jüdische Solidargemeinde, den ‚Ansiedlungsrayon‘ als Ausgangspunkte, die Migranten, ihre Motive und Wege. Die ersten, die das Privileg der Niederlassung in den reichsrussischen Metropolen erhielten, waren Kaufleute und Soldaten, nach ihnen Akademiker und zuletzt Handwerker. Militärdienst, Broterwerb und moderne Bildung waren die Hauptmotive der Migration. Yvonne Kleinmann untersucht jüdische Lebensformen an den neuen Orten, St. Petersburg und Moskau vergleichend, während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Insgesamt machten die Juden nicht mehr als maximal 2 % der Stadtbevölkerungen aus. Im Unterschied zu anderen Migranten in den reichsrussischen Metropolen waren sie jung, lebten mehrheitlich in Familien mit relativ hoher Geburtenrate und waren zur Akkulturation bereit. In Moskau kamen sie meist aus den belorussischen Gouvernements, in St. Petersburg aus einem grösseren Einzugsgebiet. Der Anteil der Akademiker vor allem in freien Berufen war um die Jahrhundertwende in der Residenz- und Verwaltungsstadt St. Petersburg mit 14% deutlich höher als in der Handelsmetropole Moskau (7 %). Die besondere Bedeutung der jüdischen Migranten in den beiden Grossstädten liegt darin, dass sie neue Lebens- und Gemeinschaftsformen entwickelten. Mit grösseren Schwierigkeiten als ihre Glaubensgenossen im westlichen Europa gründeten die Maskilim unter ihnen zentrale, konfessionelle und repräsentative jüdische Grossstadtgemeinden mit Choralsynagogen, Wohltätigkeits- und Bildungsinstitutionen. Die Politik war den jüdischen Migranten gegenüber nicht kohärent. Mit dem Interesse, die jüdischen Untertanen zu kontrollieren, unterstützte die Regierung die Maskilim bis zu einem gewissen Grad in ihren Bestrebungen, ohne die Koexistenz dezentraler vormoderner jüdischer Gemeinschafts- und Lebensformen im Milieu der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden, die vor allem in Betstuben und im Koscherfleischhandel

nachweisbar sind, gänzlich zu unterbinden. Die Konflikte zwischen den Parteien waren in der Hauptstadt St. Petersburg schärfer als in der Handelsstadt Moskau. Nach 1881 führten die Intoleranz der russisch-orthodoxen Kirche, Ressentiments gegen die Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft und die Unfähigkeit der russischen Kaufleuten, den Wettbewerb mit den Juden zu regeln, in eine nationalistische Politik der Ausgrenzung, die in den Massenausweisungen aus Moskau Anfang der Jahre 1891/2 gipfelte. Danach und bis zur Revolution von 1905 blieb zumindest Moskau als Wohn- und Arbeitsort für Juden nicht besonders attraktiv.

Göttingen

Verena Dohrn

SCHMALE, WOLFGANG / MARINA STEER (eds.), *Kulturtransfer in der jüdischen Geschichte*, Frankfurt a. M.; New York: Campus Verlag 2006, 194 S., ISBN-13: 978-3593-38208-1.

Der Band geht auf eine Tagung des Instituts für Geschichte der Universität Wien des Jahres 2004 zurück. Die Autoren wollen einen neuen methodischen Umgang zur jüdischen Geschichte vorstellen. Sie betonen mit dem Konzept des „Kulturtransfers“ die Wechselseitigkeit zwischen jüdischer Gemeinschaft und Mehrheitsgesellschaft und knüpfen dabei an Arbeiten von Michel Espagne und Ferdinand Werner aus den 1980er Jahren zum deutsch-französischen Kulturaustausch an. Kritisiert wird dagegen das (relativ neue) Konzept der „Akkulturation“ als einseitig, nur auf die Juden ausgerichtet und ausgehend von einer geschlossenen jüdischen Minderheitskultur. Akkulturation bedeutet die Aufnahme von Kultur der Mehrheitsgesellschaft ohne Verlust der eigenen Identität oder Selbstauflösung, wie es das ältere ideologische Schlagwort der „Assimilation“ nahe gelegt hatte.

Michel Espagne bringt als Belege Juden deutscher Kultur in Paris, die deutsche Kultur verbreiten und weist auch auf einen „innerjüdischen Kulturtransfer“ hin: Die Rabbinerausbildung wird aus dem aschkenasischen Osten von Metz/Lothringen 1859 entfernt und in der Metropole Paris angesiedelt, gleichzeitig wird nur noch auf Französisch unterrichtet und mehr Allgemeinbildung ins Curriculum integriert. Klaus Hödl bringt als Beispiel von Kulturtransfer die Modernisierung der Beschneidung im 19. Jahrhundert, die weiterhin von der grossen Mehrheit der Juden beibehalten wurde. Werner Suppanz hinterfragt kritisch die Definition von „Kultur“ als Konstrukt. Petra Ernst stellt den Bruch mit der traditionellen Bildung in der Biographie von Salomon Maimon, dem aus Litauen stammenden Aufklärer der Ende des 18. Jahrhunderts in Preussen lebt, dar. Birgit Lang verweist auf den Wandel der Juden in Australien von einer Religionsgemeinschaft zur ethnischen „community“, den sie an der Zuwanderung von Emigranten aus Europa festmacht. Joachim Schlör betrachtet den Transfer von „Heimat“ durch Gegenstände eines Emigranten und deren Bedeutungswandel in Palästina/dem jungen Staat Israel.

Die Beiträge tragen zu einer Entideologisierung der Geschichtsschreibung

über Juden in der Diaspora bei, so wie dies in den letzten zwanzig Jahren begonnen worden ist. Es ist allerdings nicht immer gerechtfertigt, Naheliegenderes oder Selbstverständliches unter dem neuen – modischen? – Begriff Kulturtransfer subsumieren zu wollen. Dass deutschsprachige Juden deutsche Kultur in Paris und Frankreich verbreitet haben, ist naheliegend. Schwieriger ist die Frage, ob dies als „jüdisch“ zu bezeichnen ist? Unterschieden sich Christen deutscher Kultur hierbei wesentlich von Juden? Der vergleichenden Perspektive im Kulturtransfer wird nicht nachgegangen.

Die methodische Abgrenzung zu den sehr differenzierten Arbeiten von Shulamit Volkov überzeugt nicht. In der Nachfolge von Dan Diner, der 2002 die Juden als „globalisierte“ ideal-kosmopolitische Gruppe in Europa sah, wird hier wenig die soziale Verortung dieser doch recht schmalen Gruppe europäisch-gebildeter Juden gesehen. Waren die ländlichen Juden Elsass-Lothringens, der Rheinlande, Süddeutschlands und Böhmens wirklich europäisch-gebildete Kosmopoliten, die Kulturtransfer betrieben? Sie bildeten zwischen dem 16. Jahrhundert und den 1880er Jahren die Mehrheit der Juden in diesen Regionen.

Die Frage der Wechselseitigkeit von Kulturtransfer, d.h. auch eines Einflusses der kleinen Gruppe der Juden auf die Mehrheitsgesellschaft, bleibt interessant, aber erstaunlicherweise nahm keiner der Autoren das Beispiel von jiddischen und hebräischen Wörtern in der deutschen Umgangssprache auf.

Dossenheim

Uri R. Kaufmann

MICHLIC, JOANNA BEATA, *Poland's Threatening Other. The Image of the Jew from 1880 to the Present*, Lincoln / London: University of Nebraska Press 2006, XII, 386 S., geb. gr. 8°, ISBN 0-8032-3240-3.

Man wird sicher nicht behaupten können, dass an Darstellungen der polnisch-jüdischen Beziehungen in Geschichte und Gegenwart akuter Mangel besteht. Nicht zuletzt seit Jan Tomasz Gross' Buch *Sąsiedzi* (dt.: *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*, München 2001) über den Pogrom in dem polnischen Provinzstädtchen Jedwabne am 10. Juli 1941 ist das Thema in aller Schärfe neu aufgebrochen und wird bis heute kontrovers diskutiert. Entsprechend umfangreich ist die seither entstandene Literatur. Dennoch ist Joanna Beata Michlics (= Vfn) Buch nicht einfach nur ein weiterer Titel in Reihe dieser Literatur. Vielmehr setzt sie nicht nur neue Akzente, sondern behandelt das Thema konzeptionell in ganz anderer, nachgerade völlig neuer Weise, insofern als sie – wie im Untertitel angegeben – die Konstruktion *des Juden* in der polnischen Gesellschaft und Kultur zum Thema macht und der Wirkweise und Wirkung dieses zum Feindbild gewordenen Stereotyps in der polnischen Geschichte nachgeht. Wer nur ein weiteres Mal die Geschichte der jüdisch-polnischen Beziehungen nachlesen möchte, wird folglich von dem Buch enttäuscht; wer hingegen von den Triebkräften – Vfn spricht von „modern Polish anti-Jewish tropes“ (S. 1) – erfahren möchte, die diese konfliktbeladene

Geschichte möglich gemacht haben, wird von ihm begeistert sein.

Gestützt auf eine beeindruckende Fülle von Quellen und Sekundärliteratur (leider fehlt ein Literaturverzeichnis) rekonstruiert Vfn zunächst das Entstehen dieser anti-Jewish tropes im Zusammenhang mit dem Aufkommen der katholisch geprägten national-polnischen Idee im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts (Kap. 1). Kern dieser national-polnischen Idee ist die Konstruktion eines Antagonismus zwischen einem *swoi* (Wir) und einem *obcy* (Die Anderen, Fremden) (S. 4), wobei die paradigmatischen *obcy* in *dem / den Juden* gesehen worden sind. Da diese *obcy*, wie Vfn zeigt, zugleich für all das stehen, was als „nicht polnisch“ bzw. „antipolnisch“ aufgefasst worden ist (S. 5), wird das antijüdische Stereotyp, der Antisemitismus, gleichsam zur Kehrseite der national-polnischen Idee. Wie aus diesen *Anderen* im Laufe der Zeit die *bedrohlichen Anderen* und aus ihrem Bild am Ende der „Mythos von dem Juden als dem bedrohlichen Anderen“ werden konnte und geworden ist, untersucht Vfn in ihrer *Historical Introduction* (Kap. 2 und 3).

Die sukzessive Ausgestaltung und Wirkungsgeschichte dieses Mythos sind Gegenstand der folgenden Kapitel. Diachron vorgehend, zeigt Vfn darin auf, in welcher Weise und warum dieser Mythos immer wieder neu in den gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen und ökonomischen Konflikten bis hin zur Begründung und Legitimation antijüdischer Gewalt im Alltag instrumentalisiert werden und so als *Movens* der Geschichte wirken konnte und gewirkt hat, in der sog. Zwischenkriegszeit (Kap. 4) nicht anders als während des Zweiten Weltkrieges (Kap. 5), selbst nach dem Holocaust noch (Kap. 6) und vor allem dann unter kommunistischer Herrschaft (Kap. 7), aber auch noch nach der politischen Wende 1989/90 (Kap. 8). Wenn auch das Stereotyp vom *jüdischen Kommunisten* („Żydo-komuna“) auf die Zwischenkriegszeit zurückgeht, lässt die Etablierung der kommunistischen Herrschaft in Polen *die Juden* nun in doppelter Weise zum Feind werden: als Juden und als Kommunisten und damit Repräsentanten der antipolnischen Macht (S. 200-229), bevor die polnischen Nationalkommunisten wiederum in ihnen *die Zionisten* und damit antikommunistische Revisionisten entdecken und sie zu Tausenden aus dem Land vertreiben (1956, 1967 bis 1969) (S. 230-261). Den „Anfang vom Ende des antijüdischen Stereotyps“ sieht Vfn erst mit der politischen Wende 1989/90 gekommen (S. 262-280). Zwar haben einerseits die seither neu entstandenen rechten politischen Parteien und Bewegungen ebenso wie nationalkonservative Kreise innerhalb der katholischen Kirche Polens das alte Stereotyp vielfach neu belebt und zu instrumentalisieren versucht; dem stehen andererseits all jene gegenüber, die sich in vielfältiger Weise, und dies durchaus nicht ohne Erfolg, um Dekonstruktion des Stereotyps und damit seine Neutralisierung bemühen, die nicht zuletzt in die eingangs erwähnten kontroverse Diskussion um die Aufarbeitung der jüngsten polnischen Vergangenheit zeigt. Recht hat Vfn allerdings, wenn sie am Ende feststellt, dass die Ausgangsfrage („what Polishness Poles need“?) bis heute eine im Grunde offene Frage ist, und „the deconstruction of the representation of the Jew as the harmful other [...] one of the main features of the forward-looking, secure, civic, and pluralist vision of Poland“ darstellt (S. 280).

Mit ihrer sorgfältigen, ebenso gründlich recherchierten wie gut dokumentierten Analyse und ausgewogenen Darstellung hat Vfn ein Buch vorgelegt, dem nicht zuletzt im Kontext gegenwärtiger Diskussion um Polens Platz im und Einstellung zum multikulturellen, multireligiösen und multiethnischen Europa eine ungeahnt aktuelle Bedeutung zukommt und daher nur nachdrücklich zur Lektüre empfohlen werden kann.

Tübingen

Stefan Schreiner

ERLANGER, SIMON, „*Nur ein Durchgangsland.*“ *Arbeitslager und Internierungsheime für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz 1940-1949*, Zürich: Chronos Verlag 2006, 278 S., ISBN 3-0340-0743-4.

Simon Erlanger hat sich mit seiner Basler Dissertation der Erforschung der Lager und Heime für Flüchtlinge in der Schweiz zwischen 1940 und 1949 gewidmet. Grosse Teil der Akten der leitenden Zentralstelle sind leider vernichtet worden, so war er gezwungen, sich wesentlich auf die Handakten von Bundesrat von Steiger, vom Direktor der eidgenössischen Fremdenpolizei Rothmund, den Privatnachlass von Benjamin Sagalowitz, Leiter der Jüdischen Nachrichtenagentur des Schweiz, vom Israelitischen Gemeindebund und deren Archivmaterial zu stützen. Erlangers plausible Grundthese lautet, dass das System der Arbeitslager sich von einem konservativen antimodernistischen Denken in der politischen Elite der Schweiz der 1920er Jahre herleitete und an den mehrheitlich jüdischen Flüchtlingen (nach Aussage von Rothmund stellten sie 1941 70% der Zivilflüchtlinge) exemplifiziert wurde. Aus den grossstädtischen Akademikern von Wien und Berlin sollten Arbeiter und Handwerker werden. Erlanger bezweifelt in einigen Fällen den wirklichen Nutzen der Arbeiten, etwa im Fall eines Strassenbaus im Basler Gebiet. Die Lager dienten der Aufnahme von „Arbeitsfähigen“. Alte, Frauen, Kinder und Kranke wurden in Heimen untergebracht. Letztere wurden in ungenutzten und in vielen Fällen heruntergekommenen Hotels auf dem Land eingerichtet. Die „Lager“, d. h. die Holzbarackenlager für die – von ihren Frauen und Kindern getrennten – Männer wurden oft mit militärischer Strenge geführt.

Erlanger gibt die verschiedenen Lebenserfahrungen der Flüchtlinge wieder und thematisiert dabei bewusst die Innenperspektive der Betroffenen, nicht nur diejenige der staatlichen Verwaltung. In einigen Schweizer Städten (Basel, Luzern) gab es für Immigranten Bereiche, in die sie nicht gehen durften. In den Lagern kam es zur Veruntreuung von Lebensmittellieferungen durch das Lagerpersonal, das begehrte Waren lieber auf dem Schwarzmarkt für die eigene Tasche verkaufte. Unmittelbar nach Ende des Krieges galt das Prinzip des Weiterwanderns. Von den rund 22 500 jüdischen Flüchtlingen wurden bis auf 1500 alle mehr oder weniger sanft aus der Schweiz hinausbefördert.

Es ist insgesamt alles andere als ein schönes Kapitel der Schweizer Geschichte, das Erlanger hier bearbeitet hat. Einleuchtend zeigt er auf, dass es durchaus Handlungsspielräume gegeben hätte. Wichtig wäre es auch einzelne

zentrale Quellen, die Erlanger zitiert zu drucken, etwa den 1945 verfassten kritischen Lebensbericht von Felix Stössinger.

Dossenheim

Uri R. Kaufmann

BOHLEN, REINHOLD (ed.), *Begegnung mit dem Judentum*, Trier: Paulinus 2007 (= Schriften des Emil-Frank-Instituts, Bd. 9), 176 S., br., ISBN 978-3-7902-1375-1.

Das Emil-Frank-Institut in Wittlich bei Trier, dem jüdisch-christlichen Gespräch sowie der Vermittlung von Wissen über das Judentum seit seinem Bestehen verpflichtet, beging mit der öffentlichen Vortragsreihe „Begegnung mit dem Judentum“ sein zehnjähriges Jubiläum. Der vorliegende gleichnamige Sammelband vereint die sieben Vorträge (drei von jüdischer, vier von nicht-jüdischer Seite), die im Wintersemester 2006/07 an der Theologischen Fakultät der Universität Trier anlässlich der Feierlichkeiten gehalten wurden. Zum Auftakt berichtet Walter Homolka, mehrfach ausgezeichnete ehemaliger Landesrabbiner von Niedersachsen, über „eine jüdische Theologie der Moderne“ zum 50. Todestag Leo Baecks. Gérard Rosenfeld, ebenfalls mehrfach geehrter Rabbiner und Pädagoge, erklärt die gewichtige Rolle, die die Tora im Judentum spielt (ärgerlich hier zit. Babylonischer Talmud: „Baha-Qamma“ /S. 29/ bzw. „Schabfiat“ /S. 30/). Ausführlich zeichnet Emeritus Anselm Haverkamp, bis 2005 Professor für Mittelalterliche Geschichte in Trier, die Geschichte der Juden in der „Germania“ und der „Romania“ nach, während sich der Schweizer Historiker Uri Kaufmann auf die spanischen Juden des Mittelalters konzentriert. Kritisch beleuchtet Andreas Heinz, Liturgiewissenschaftler an der Universität Trier, antijüdische Formulierungen in der römischen Liturgie, ein Thema, das nicht zuletzt aufgrund der Diskussion um die umstrittene tridentinische Messe bis heute hochaktuell ist. Der Beitrag des Trierer Fundamentaltheologen Walter Andreas Euler zeigt die herausragende Bedeutung des Judentums für das Christentum auf. Zum Schluss berichtet die promovierte Trierer Theologin Marianne Bühler – übrigens die einzige Autorin des Bandes – über Chancen und Probleme christlicher Sederfeiern.

Indes: Die „internationale Perspektive“, die Herausgeber Reinhold Bohlen in seinem Vorwort betont, nimmt sich angesichts der Tatsache, dass von den sieben Beiträgern allein fünf in Trier ansässig sind, eher als ‚Heimspiel mit Schweizer Gast‘ aus. Die Aufmachung des Bandes ist jedoch originell und ansprechend, werden doch den jeweiligen Artikeln die Kurzbiografien der Beiträger mit Foto vorgeschaltet; das Oszillieren zwischen Sachtext und Biografischem macht die Lektüre in jedem Falle zu einem Gewinn.

Zürich

Yvonne Domhardt